N12<527804596 021
LS
ubTÜBINGEN

Rainimaharavo

Rainandriantsilavo

Rainilaiarivony

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

3. Joseph Beschi.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte der römischen Missionen im Tamillande weiter zu verfolgen. Sie haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Abbruch erlitten und nur auf wenigen Punkten wirklich Neues hervorgebracht. Bedeutenden Einfluß hatte darauf besonders die Verrückung der bisherigen Machtverhältnisse. Während im Innern die muhammedanischen Waffen bis in den äußersten Süden vordrangen, beherrschten nun die Holländer die beiden Küsten; nachdem sie im Jahr 1655 Kolombo eingenommen, wurde Ceylon der Sitz ihrer Herrschaft, von wo aus auch Malabar mit seinen Seestädten (Kotschi im J. 1663) erobert und Goa selbst lange bedroht wurde. Die Jesuiten mußten das Land räumen, so weit der niederländische Einfluß reichte. Auf der östlichen Küste dagegen erhob sich zwischen holländischen und englischen Ansiedlungen seit 1672 in Pudutscheri (Pondicherry) eine französische Kolonie, welche nunmehr der römischen Kirche einen zusehends wachsenden Anhalt bot. Französischer Einfluß macht sich fortan in der ganzen Mission bemerklich; sie ist nun in den Händen jener gewandten Väter, die Pascal uns schildert und die sich selbst in den lettres édifiantes ein interessantes und bleibendes Denkmal ihrer Denk- und Handlungsweise gesetzt haben.

Als der letzte der portugiesischen Jesuiten mag der edle Joh. de Brito bezeichnet werden, der im Jahr 1680 von Goa aus seine Mission im Tamillande antrat und nach einem Besuch im Vaterlande über Pondicherry dahin zurückkehrte, um 1693 in Ureiyur des Märtyrertodes zu sterben. Der Marawa-König von Ramanada machte ihm

den Proceß, und Brito dankte Gott, daß er keines andern Verbrechens angeklagt war, als daß er das Gesetz seines Gottes verkündigt und die Götzen ihrer Verehrer beraubt habe. „Welche Ehre," schrieb er am 3. Febr., „für ein solches Verbrechen zu leiden und zu sterben; sie erfüllt mich mit Trost in meinen Banden." Am folgenden Tage wurde er auf einem Hügel beim Fluß Pambaru in Gegenwart einer großen Menschenmenge enthauptet, und zahllose Wunder verherrlichten hinfort die geweihte Stätte, besonders an jedem Mittwoch (dem Todestag), da Heiden und Christen dort zusammenströmten. Die heilige Erde, auf welcher der „Arulananda-Swami" (Gnadenfreudeherr) sein Blut vergossen, wurde nun weithin versendet, eine Kapelle darüber erbaut und ein Teich gegraben, um welchen sich die Wallfahrer „mit dem ganzen Leibe wälzen und auf den Knieen herumhutschen, um durch die Vermittlung des Heiligen gute Nahrung, Gesundheit und Kinder zu bekommen." Brito sollte bereits kanonisirt werden, als der Fall des Jesuitenordens seinen Proceß in Rom unterbrach; ob er neuerdings, wie die Väter hofften, zu einem glücklichen Ende geführt wurde, ist uns nicht bekannt.

Unter den Arbeitern in der Tamil-Mission darf aber einer nicht übergangen werden, dessen Einfluß im guten wie im schlimmen Sinne bis auf diesen Tag fortwirkt; es ist der geniale Joseph Constant Beschi. Seine Arbeit fällt in eine spätere Zeit, als die des ersten protestantischen Missionars; wir erwähnen sie aber schon jetzt, um mit ihr die Reihe der katholischen Missionare zu schließen. Geboren im venetianischen Castiglione (8. Nov. 1680) trat er, kaum achtzehnjährig, in den Jesuitenorden, in dessen Dienste er 1710 nach seinem Wunsche der Madura-Mission zugewiesen wurde. Da wohnt er nun zuerst in Kamanayakenpatti und Kaittaru als Dhairyanatha-Swami (Herr Kühnheitsfürst) in flottem Aufzug bei armem Leben, und sammelt um sich eine Anzahl Heiden, meist von hoher Kaste. Am Ende tauft er gar zwei der einflußreichsten Männer im Dienste des dortigen Palayakaran (Baron), ein Wagniß, das es den Brahmanen nahe legte, allem ihrem Einfluß aufzubieten, um dem Christenthum Hindernisse zu bereiten.

Dazu bot sich ein willkommener Anlaß durch einen Pareian, der in einer der Seestädte etwas Portugiesisch gelernt und darauf leichthin die Taufe erlangt hatte. (Die Väter klagen oft bitter über den Leichtsinn, mit welchem solche Vagabunden in den Städten der

Küste der Kirche einverleibt wurden, zur Gefährdung des künstlichen Baues der Mission im Innern des Landes). Dieser Landstreicher nun kleidete sich als Fakir und kehrte nach Madura zurück mit einem Mischmasch aller Religionen im Kopf und einem Haufen Bücher unter dem Arm. Mit Heiden redete er heidnisch, mit Muselmanen muhammedanisch, mit Christen christlich. In einem Wellalerdorf, Wadakenkulam, wußte er sich bei dem Kschatriya-Katecheten als ein reuiger Wellalerchrist einzuschmeicheln. Missionar Brandolini aber war wie vom Donner gerührt, als der h. Bettler sein Tamilportugiesisch vor ihm radebrechte und das Kreuzeszeichen machte, und empfieng ihn so kühl, daß der Schurke in der Nacht verschwand.

Nun wechselte er die Rolle und predigte mit seinen Büchern eine neue Mischreligion in einer von Beschi's Gemeinden. Dort wird er vom Katecheten als Betrüger entlarvt und geschlagen. Er klagt bei Beschi, der ihn zu beschwichtigen sucht; allein schon wird er auch von den Feinden der Mission bearbeitet und flieht in das nahe Lager der Armee des Padischah von Delhi, um die muselmanischen Offiziere zur Rache gegen die Christen zu entflammen, die ihn, den muhammedanischen Fakir, mißhandelt haben. Den brahmanischen General gewinnt er durch eine glänzende Beschreibung der Schätze, die Beschi in der Kirche von Kurukalpatti verborgen habe. Die Kirche wird überfallen, während eben Beschi die Krippe für die Weihnachtsfeier (1714) zurichtete, und Beschi mit seinen Katecheten gefangen fortgeführt. Der Fakir aber machte sich unsichtbar.

Die Katecheten konnten auch auf der Folter von den Schätzen in der Kirche nichts bekennen; so wurde Beschi zum Tode verurtheilt und Kirche mit Pfarrhaus niedergerissen. Doch nun legten sich zwei hochgeborne Christen ins Mittel und erwirkten durch einen Beutel Golds die Befreiung des Missionars, und Duldung und Frieden für die geängsteten Gemeinden. Natürlich aber war der europäische Ursprung der Missionare und ihre Verbindung mit Pondicherry für die jetzigen Machthaber, die Mogulschen, kein Geheimniß mehr.

Im Jahr 1716 übernahm Beschi die Leitung der Madura-Mission und wohnte sodann lange in Elakuritschi (eine Meile von Tandschaur), wo er die Gunst der Großen in hohem Maaße gewann. Ließ sich nun die Nationalität nicht mehr verheimlichen, so konnte man sie doch verzeihlich machen durch ein Eingehen in die Sprache und Gedankenwelt der Tamiler, welches auch den Höchsten

und Gelehrtesten Achtung einflößte. Und hierin hat Beschi das Unglaubliche erreicht. Er ließ das Sanscrit bei Seite, mit welchem noch in Nobili's Zeit so viel auszurichten war, das auch noch bei seinen Nachfolgern für die eigentliche Mutter der drawidischen Dialekte galt, und hielt sich an das reine Tamil der besten eingeborenen Dichter. Diese wurden ihm sofort Muster für eigene Kompositionen, mit welchen er ihnen bald sich ebenbürtig an die Seite stellte. Schon im Jahr 1726 verfaßte er das Tembávani, „die Reihe süßer Lieder", eine evangelische Geschichte nach indischem Geschmack in 3615 Strophen. Da nun diese Lieder zwar gern gesungen, aber um der alten hohen Sprache willen — nach dortiger Art — von den Wenigsten verstanden wurden, ließ er sich von der höchsten Dichterhöhe herab, um einen Kommentar in leichteren Versen zu schreiben; und weil auch dieser noch für die Meisten unersteiglich war, verfaßte er eine prosaische Uebersetzung, mit deren Hilfe nun das Ganze bewältigt werden konnte. Daß ein Fremder so etwas vermöge, konnten auch die Dichter und Gelehrten rein nicht begreifen. Ueberall wurde der Wira mámuniver, wie sich der Dhairyanatha Swámi nun nennen ließ, als ein neuer Prophet, sichtlich inspirirt von der Rede-Göttin, hochgefeiert, und auch Fürsten buhlten um seine Freundschaft.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Beschi damit der protestantischen Bibelübersetzung, welche nun schon mehrere Jahre von Trankebar aus ins Innere gedrungen war und bei vielen Katholiken großes Interesse zu erregen begann, eine bedeutende Koncurrenz machte. Ziegenbalg hatte die katholische Mission in einem gewissen Verfall getroffen; wenn an der Küste hin die portugiesischen Padres „wegen ihres ärgerlichen Lebens und schlechter Gemüthsverfassung" alle Achtung verscherzt und nur geistlose Nachbeter um sich versammelt hatten, so waren die Bekehrten im Innern von klugen Leitern über den Unterschied christlicher und heidnischer Religion möglichst im Dunkeln gelassen worden; einheimische Priester heranzuziehen, war bei dem beliebten Akkommodationssystem als eine Unmöglichkeit erschienen, so hatte man sich begnügt, die Geschicktesten zu Katecheten zu bilden, natürlich mit Ausschluß jedes geschichtlichen Unterrichts. Ja man fürchtete sich ordentlich vor allem Lesen und Lernen; der Priester mußte die neugierigen Frager und Leser niederhalten und suchte sie lieber durch die Pracht der Feste, durch „baalitische Aufzüge" d. h. geistliche Komödien, bei denen verkleidete Knaben die

Rolle der Tempeltänzerinnen übernahmen, durch Wagenfeste, in welchen Loyolas und Xaviers Bilder herumgeführt und mit Feuerwerk oder Kanonendonner begrüßt wurden, und andere Künste zu unterhalten, als daß er Wissensdurst geweckt und befriedigt hätte. Es gab kaum eine Predigt und keine Schule; nachdem etliche Legenden und Wundergeschichten in Umlauf gesetzt waren, ruhte die schriftliche Arbeit allenthalben. Im fernen spanischen Manilla war die einzige übrige Druckerei der Katholiken zu suchen.

Beschi hat wohl besser als irgend jemand erkannt, wie der Gefahr, welche der katholischen Kirche von Trankebar aus nahte, erfolgreich zu begegnen sei. Dem Geist mußte Geist, dem Wort ein besseres Wort entgegengesetzt werden. Eine Bibelübersetzung geben, schien ihm etwas wie Perlen vor die Säue werfen; aber biblischen Inhalt in eine anziehende, ungefährliche Form zu bringen, mußte man nun schon wagen. Und was hierin von Menschenkraft zu leisten ist, das hat Beschi geleistet.

Seine fruchtbare Feder ruht keinen Augenblick. Unerschöpflich in Gedanken, wenn auch nicht gerade in den tiefsten Gedanken, weiß er diese immer in die anmuthigste Form zu kleiden und beherrscht jede Sphäre der Sprache mit solcher Genialität, daß er auch Ausländisches dem Hindu wie das ursprünglichst Inländische erscheinen lassen und jede Klasse von Lesern befriedigen kann. Er wiederholt sich nie, immer neue Gedanken und Bilder quellen ihm aus Herz und Mund, er rührt, begeistert, spielt, schäckert mit allen Mitteln der Sprache ohne die geringste Anstrengung. So schrieb er denn die Legende der h. Katharina (Kitteriammal), die ihren abgehauenen lachenden Kopf in die Hände genommen und in dieser Stellung noch eine Rede an das Volk gehalten; schrieb Gedichte zu Ehren der h. Jungfrau und ihrer sieben Schmerzen; verfaßte ernste Meditationen und sehr beherzigenswerthe Vorschriften für Katecheten und Lehrer, aber auch die überaus komischen Abentener des Guru Paramärtha, eines selbsterfundenen weisen Narren, bei welchem man unter unauslöschlichem Lachen jede Form der gemeinen Sprache mit allen Seiten des tamilischen Lebens kennen lernen kann. Seiner Grammatiken und Wörterbücher, namentlich aber des Saturagarädi oder des „vierfachen ABC“ (ein Lexikon der Wortbedeutungen, Synonyme, Kategorieen und Reime) sei hier nur im Vorbeigehen mit der aufrichtigen Dankbarkeit eines vieljährigen Schülers gedacht.

Noch jetzt ist Beschi in dieser Seite seines Wirkens von keinem Missionar übertroffen oder auch nur erreicht worden, und das nicht allein auf tamilischem Gebiet, sondern in irgendwelcher indischen Sprache. Sein Einfluß dauert unvermindert fort, bei Protestanten vielleicht mehr als bei Katholiken, und es wäre jeder Mission zu wünschen, daß ein so leuchtendes Vorbild mehr Nachahmer fände.

Aber wir dürfen auch die Kehrseite nicht außer Acht lassen. Da wir nun schon einmal dem chronologischen Verlauf vorausgegriffen haben, so sei nur kurz erwähnt, daß Ziegenbalg in Trankebar, Madras u. s. w. wahrheitsliebende Katholiken anzog und festhielt und durch seine Bibelübersetzung einen nachhaltigen Einfluß zu üben fortfuhr, auch nachdem er (1719) seinen kurzen Lauf vollendet und noch ungeübten Nachfolgern sein Werk überlassen hatte. Dabei hatte man mit möglichster Vorsicht allem aufgeboten, die Römischen nicht zu reizen. Diese ihrerseits aber verhöhnten die Protestanten als eine verächtliche Sekte, die eine Pareier-Religion ins Land bringe, und bedienten sich aller Mittel der Kirche, sich dieser Feinde zu erwehren. Ums Jahr 1728 brach die Feindschaft in helle Flammen aus. Ein katholischer Pareien in Tandschaur, der junge Unteroffizier Rajanajaken, hatte vor etlichen Jahren bei einem Römer die vier Evangelien gefunden und war davon so hingerissen, daß er sie sich abschrieb. Seiner Bibelkenntniß vermochten die Katecheten nur Machtsprüche entgegenzuhalten; er wurde, nachdem alle Drohungen und Versprechungen fruchtlos geblieben waren, in den Bann gethan, trat zur evangelischen Kirche über und leistete fortan ausgezeichnete Dienste als Katechet in Mahadewipatnam und Tandschaur. Ihm trat Beschi mit einer Schrift entgegen, aus der wir die Art seiner Polemik lernen können. Der Gedankengang ist folgender.

Die Art des Lutherschwarms.

In Form eines Briefs wird zuerst erwähnt, wie ein Pareien von Osten her ein Buch gebracht habe, in Goldpapier gebunden und niedlich gedruckt, so daß man sich versucht fand, mit Freunden auch den Inhalt zu besehen. Da bot nun wohl der Titel himmlische Seligkeit an, aber die Sprache erwies sich als ein so schreckliches Kauderwälsch, daß einem über dem Lesen der ersten Linie schon die Augen brannten, die Zunge vertrocknete und die Ohren barsten; man schaute sich an und brach in lautes Lachen aus. Wie zeigte sich da

die innere Fäulniß unter dem Hurenschmuck. Doch fragte sich nun, wer denn die Barbaren seien, die ein so schauerliches Tamil schreiben? Es sind das die Lutheraner in Tarangambadi (Trankebar). Allein was für eine Geburt (Kaste) sind sie denn? Ließe sich das nicht genauer beschreiben?

Darauf will ich antworten und die Art dieser Sekte schildern. Weil ich aber fürchte, man könnte meine Worte für das Urtheil eines Feindes halten, will ich aus mir selbst nichts sagen, sondern einzig und allein den großen „Gnadenvater" (Johannes) reden lassen.

Dieser, der das Künftige wie Vergangenes schaute, hat das Gericht, das über die Welt kommt, in sieben Posaunen beschrieben. Auch die Lutheraner glauben, daß die vier ersten Posaunen jene großen Ketzereien bedeuten, die seit der Apostel Tagen die Kirche Christi bedrängt haben: die Ebioniten, Gnostiker, Arianer und Pelagianer. Ebenso zweifeln sie nicht, daß in der sechsten Posaune der Antichrist, in der siebenten das Weltende angekündigt sei. So muß doch wohl der fünfte Posaunenschall das fünfte Gericht enthalten, das nach jenen vier Ketzereien eintritt und dem sechsten, dem Antichrist, den Weg bereitet. Das nun kann nur der Lutherschwarm sein. Lesen wir Offenb. 9, so wird uns die Art dieser Kaste von selbst deutlich werden.

Es folgt eine poetische Uebersetzung der fünften Posaune, in Prosa wiederholt.

Wer anders kann der gefallene Stern sein, als Luther, der jung zum Mönch und Priester geworden, sich bedeutenden Himmelsglanz erwarb, dann aber seine Büßerkraft verlor, indem seine Enthaltsamkeit in böse Lust, seine Liebe in Haß umschlug. Er verlangte nach Geld, Weib und Kindern und gab dafür den Herrn Sesu (Gesu) auf.

Den Schlüssel des Abgrunds erhielt er, wie der HErr den Apostelfürsten, den h. „Steinvater" (Petrus) sammt den h. Päpsten mit der Gabe des himmlischen Schlüssels beehrt hat, als des Teufels Apostelfürst von diesem geschenkt. Er schließt damit den Abgrund auf, und welch ein dicker Rauch verfinstert plötzlich Sonne und Luft! Alles war bis dahin in schönster Ordnung, Eine Lehre und Ein Gesetz, Eine Sprache auf allen Zungen, Ein Licht in allen Herzen. Sobald Luther mit seiner Lügenlehre den Abgrund aufgeschlossen, gerieth Alles in Verwirrung. Er und seine Nachfolger statuirten

heute, was sie morgen verwarfen, bis man an allem Glauben irre wurde. Hat doch Luther in seinem Kommentar zu des h. „Kleinvaters“ Epistel an die Galasier und in der ersten Taufpredigt sich nicht gescheut zu schreiben, „der Herr Jesu sei der ärgste, ja einzige Sünder, ein Lügner, Empörer, Gotteslästerer, Schriftverderber, ja der Teufel selbst.“ Vorher wußte man, was das Wort im Abendmahl „dies ist mein Leib“ bedeute, jetzt haben die Ketzer dies Eine Wort schon durch 200 Deutungen versinstert. So nun ist ihnen und durch sie auch die übrige Schrift verdunkelt worden.

Die Heuschrecken, welche aus diesem Rauch entstehen, sind also sicherlich die Lutheraner. Würde ich sie zu einer Rauchgeburt machen und mit Heuschrecken vergleichen, so möchte man lachen; wer aber den Worten des Gnadenvaters nachdenkt, wird die Vergleichung über Erwarten treffend finden. Heuschrecken sind nämlich Thierchen, die ganz aus Bauch bestehen; sie können daher weder ordentlich gehen noch fliegen, flattern wohl immer auf, fallen aber vermöge der Schwere des Bauchs bald wieder zur Erde. Die Lutheraner nun sorgen vor allem für ihren Bauch, haben also keine Fasttage, essen und trinken maßlos und können sich nicht zur biblischen Enthaltsamkeit erheben. Freilich schwingen sie manchmal die Flügel mit großem Anlauf zu geistlicher Lehre; allein es reicht nicht weit, die Bauchluft zieht sie rasch zu Boden. So zeigen die Lutheraner in Trankebar ein starkes Verlangen, das Heidenthum zu bekämpfen und die Wahrheit zu verbreiten; sie drucken mit großem Aufwand einen Gerechtigkeitswandel, einen wahren Weda, einen Himmelsweg, das lautere Evangelium, und vertheilen es so fleißig, daß wir ihnen schon einen hochgeistlichen Flug zutrauen könnten. Allein da sie Heuschrecken sind, werden wir sie wohl bald wieder auf die Nase fallen sehen. Verbieten sie doch schon in jenen Büchern das Fasten und jedes gute Werk, sehen keinen Nutzen im Almosen, erklären die Ehelosigkeit für eine Sünde und erlauben auch die leibliche Schwester zum Weibe zu nehmen, alles im Namen der Bibel: da sehen wir sie ja schon wieder im Dreck liegen.

Anarchie aber gehört zum eigentlichen Wesen dieses Schwarms. „Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen“ (Spr. 30, 27). Wie auch immer der Lutheraner Haufe wachse, sie wandeln, Keinem gehorchend, jeder wie er seine Pflicht versteht, und halten für die Sünde der Sünden, dem vom Stein-

vater an auf die h. Päpste übergegangenen Kirchenregiment sich zu unterwerfen. Findet sich doch sonst kein Haus mit drei Personen, kein Dorf mit drei Häusern, kein Land mit drei Dörfern, das ohne Haupt bestände! Nur Heuschrecken und Lutheranern ist das möglich; ein neuer Beweis, daß Beider Natur im Grunde Eine ist.

Männerantlitz (oder -Mund) und Weiberhaar verstehen sich nicht so leicht; man sehe aber nach Trankebar, so wirds deutlich. Wie feingeschmücktes Weiberhaar präsentirt sich jenes reizende Büchlein in Goldpapier, und wie männlich redet es Weisheitsworte vom lauteren Evangelium, vom sicheren Weg zu ewigem Glück. So auch strahlt ihr Antlitz vor Liebe, wenn jemand sie besucht; gleich bieten sie zu essen und zu trinken an und lassen Geld regnen. Siehe da, Männerantlitz und Weiberhaare.

Warum aber gerade Haare? Warum nicht schlanker Wuchs, spielendes Auge und sonstige Weiberreize? Verstehe wohl: die andern Reize lassen sich nicht künstlich machen, ein Plumpfuß z. B. wird einmal keine niedliche Ferse u. s. w. Aber zu schwach gerathenes Haar läßt sich durch künstliche Zuthat wunderbar verschönern. Das ist also die heuchlerische Anmuth, mit der sie dich locken. Dein Freund, der Hawaldar Sankrosi*) hat sie ja besucht, da zeigten sie ihm Haus und Zimmer, und nirgends eine Spur von Weibern, — am Ende sind's doch rechte Büßer! Doch nach einigen Tagen verkündigt die Hochzeittrommel, wie aus dem alten Büßer ein junger Bräutigam wird, und zwar mit einer schon zweimal ehlich Gewordenen (wenn nicht gar: zweimal Geschiedenen)!

Nach all dem anziehenden Weisheits- und Liebesgerede warnt uns der Skorpionenstachel. Sie fordern zu guten Werken auf. Frägst du, was solche nützen? flugs biegen sie den Schwanz, zeigen den Stachel und vertreiben dir die Lust zu guten Werken mit ihrer „Nutzlosigkeit". Oder heißt es: Weine und bereue deine Sünde! Du thust es redlich und möchtest sie auch abbüßen. Aber nein! Das wäre nur Sünde, nachdem Christus sie durch sein Leiden bereits abgebüßt hat. Sie befehlen: Respekt vor den Großen! und verbieten dir die Mutter Christi zu ehren, als wäre sie wie andere Weiber Mutter geworden. Jedermann sollst du wohlthun! an deine verstorbenen Eltern aber sollst du nicht einmal mehr denken. Ihre Büch-

*) Ein heidnischer Oberbeamter.

lein drängen sie auch den Unwilligen auf; wenn aber jemand ihrem Netz entrinnt, fordern sie alles Empfangene heraus, stecken ihn ins Gefängniß und plagen ihn. Lug und Trug verbieten sie; wo sie aber einen Betrüger und falschen Zeugen auffangen können, nehmen sie ihn auf und machen ihn zum Katecheten. Siehst du wohl den tödtlich verwundenden Giftstachel?

Die Löwenzähne bezeichnen ihren bittern Haß gegen alles Hohe. Die Himmelsbewohner sollen blind sein gegen unsere Nöthen, taub gegen unsre Bitten; auch Propheten und Apostel sollen gefehlt haben. So beißen sie wüthend nach den Allerhöchsten und verehren nur demüthig den Fuß jedes Herrschers, der sich ihnen auf den Kopf stellt. Das Eine Kirchenhaupt heißen sie den Antichrist, die h. Mönche Heuchler, die gelehrtesten Doctoren eine Heerde von Eseln, die h. Kirche eine Hure. Mit allen diesen Lügen, die sie gegen die h. Kirche ausstreuen, zeigen sie ja den lebentödtenden, leichenfressenden, von Aas und Moder stinkenden Löwenzahn.

Der eiserne Panzer bedeutet ihre Verstockung gegen die allerklarsten Beweise, wie sie jedem Ketzer eigen ist, doch am meisten die Lutheraner auszeichnet, als welche das sichere Gefühl in sich tragen: Wir haben uns verirrt! nur daß ihr Stolz ihnen nicht zuläßt, es auszusprechen. Lieber fahren sie zur Hölle. Mußte doch Luther selbst schriftlich bekennen, seine Lehre tauge wohl für diese Erde, führe aber nicht in den Himmel, und das volle Heil finde sich nur in der römischen Kirche.

Die Goldkrone bezeichnet eben jenen Stolz, der ihrer Hartnäckigkeit zu Grunde liegt. Wo fände sich auch ein Maßstab, um Luthers Hochmuth zu messen, der sich selbst den größten Lehrer der Kirche seit der Apostel Tagen nennt? Er hat freilich schöne Geheimnisse geoffenbart, tröstlich für jedermann; daß man z. B. die Schwester heirathen dürfe, haben selbst die Apostel nicht gewußt.*) Wie stolz steht er da, der Wurm, wo er sich erfrecht, den Statthalter Christi, den zehnten Löwenkönig (Leo X) zu verfluchen. Das setzen die Lutheraner fort, eignen sich Tausende der schönsten Namen zu, wie Propheten, Evangelisten, Bibelmänner, Glaubenslichtserneuerer, und setzen sich eben damit selbst die Goldkrone auf.

*) Diese wiederholte Lästerung — man wird es kaum glauben — bezieht sich einzig und allein auf die wörtliche Uebersetzung von 1 Cor. 9, 5 in der Trankebarbibel.

Zum Kriege bereiten Rossen gleichen sie durch ihre unbändige Streitlust. Nach Trient zum Concil geladen, schrieb Luther: Ja, ich will erscheinen mit 20,000 Fußgängern und 5000 Pferden, und hoffe damit meine Ansicht durchzusetzen. So hat sie denn ihr Kaiser für ihren Ungehorsam strafen müssen. Aehnlich haben sich die Lutheraner Trankebars in unsern Tagen gezeigt, indem sie sich ins Land einschleichen, dann eine Burg umringen und Kanonen aufpflanzen ꝛc. Wir Römer sind schon lange im Lande und haben viele Hunderttausende bekehrt.*) Die Lutheraner aber können keine vier Tage darin weilen, ohne Kriege zu veranlassen, durch die das Königsscepter erschüttert und das Landeswohl vernichtet wird.

Dem Wagengerassel des Schlachtfelds gleicht darum das Rasseln ihrer Flügel, wenn sie sie vor Freude schwingen. Das Einherbrausen dieser höllischen Heuschrecken durfte nicht mit dem so wohlthätigen Wolkendonner verglichen werden, sondern nur mit dem Getöse einer Vernichtungsschlacht. Wie bricht doch Luther in einen Freudenschrei aus, als einige seiner Anhänger anno 1523 sieben heilige Nonnen raubten und verderbten! Und als der Papst den elenden König von England verfluchte, weil er seine Gattin verstieß und sein Kebsweib ehlichte, wie haben da die Lutheraner gejubelt und mit den Flügeln gerasselt, sind in die Insel eingedrungen und haben sie gänzlich verstört!

Zum König über sich haben sie ja den Abaddon, den Verderber. Je mehr sie sich eines sichtbaren Königs für ihre Religion erwehren, um so sicherer bekommen sie einen unsichtbaren, den Teufel. Dieser ist nämlich, wie schon der h. Hiob schreibt, „ein König über alle Stolzen“, und Luther selbst gesteht, er habe sich den Teufel zum Lehrer gesetzt. Apollyon, Verderber aber heißt ihr Fürst, indem die früheren Ketzer nur an einem oder zwei Gesetzen rüttelten; die Lutheraner aber sich von ihm gebrauchen lassen, die ganze Kirche und alle Religion mit der Wurzel auszureißen und zu verderben.

Jedoch was im Innern grün und frisch ist, und wäre es nur Gras, dürfen sie nicht beleidigen; nur über verbrannte Herzen haben sie Gewalt. Siehst du doch, welcherlei Anhänger sie in Trankebar finden: es sind nur Leute, die ihre Gattinnen aufgegeben haben, um Sklavinnen zu halten, die ihre Eltern schmähten und schlugen,

*) Zu Europäern hat Beschi nur von Einem Hunderttausend geredet.

Ehebrecher, Diebe, Säufer, der Kaste Verlustige, wegen losen Wandels Excommunicirte. Noch hat kein ehrlicher Römer sich an sie angeschlossen. Die beste Arznei gegen Luthers Gift ist also augenscheinlich ein ehrbarer Wandel; wer noch gute Werke liebt und sich vor schlechten scheut, braucht sich vor ihren Netzen nicht zu fürchten. Das Siegel Gottes an den Stirnen, das h. Kreuzeszeichen, das sie als Aberglauben verwerfen, zeigt deutlich, wer allein diesem fünften Gericht verfallen kann.

Obschon nun ich nicht behaupten möchte, daß der h. Gnadenvater mit seinen geheimnißvollen Bildern gerade dieß gesagt haben will, kann ich doch nachweisen, daß viele Gelehrte es ebenso gefunden haben, und zweifle darum nicht, daß die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung jedem Vorurtheilsfreien einleuchten wird. Man vergleiche das Gesagte mit ihren gedruckten Büchern. Sollte sich nun jemand wundern, warum doch die Lutheraner so klare Dinge nicht selbst einsehen, der bedenke, daß sie ein dem Höllenrauch entsprungenes Geschlecht sind. Wer in einer rauchigen Kammer eingeschlossen ist, sieht nicht, wie draußen es einem so wohl wird; ebenso schwer wird es den Lutheranern, die Ruchlosigkeit ihrer Religion und die schöne Ordnung der römischen Kirche zu erkennen. Träten sie aus dem Rauche heraus, so würden sie sich schämen und die Wahrheit sich bald gefallen lassen. Habe darum Mitleid mit den vom Rauch Geblendeten und bitte den HErrn für sie, daß sie aus dem sie verwirrenden finstern Rauch heraustreten und im Lichte des HErrn gesunden.

Du wirst nun erkennen, was du von mir wissen wolltest, was der Luther ist und von welcherlei Geburt und Art die Lutheraner sind. Damit solche rauchgeborene Heuschrecken deinen Acker nicht abfressen, sei vorsichtig und ruhe nicht, deiner Pflanzung Glaubensfrische und Liebessaft zu erhalten.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß diese Schrift noch immer, z. B. im Jahr 1850 „mit Genehmigung von Bischof Bonand und Erlaubniß von Rom" in Pondicherry unverändert gedruckt und weithin verbreitet wird. Die gleiche Ehre widerfährt Beschis übrigen polemischen Schriften, welche mit derselben unskrupulösen Kunst und Bitterkeit, wenn auch in ernsterem Style, abgefaßt sind.

Obgleich er sich jedoch den Anschein gibt, solche Gegner, wie die armen Deutschen waren, zu verachten, ist es ihm damit nur gar nicht ernst. Seinem General schrieb er im Jahr 1731: „Eine sehr bedenkliche Gefahr bedroht diese Mission von Seite der Lutheraner, die von höllischem Grimm beseelt um die Heerde her laufen, zu suchen, wen sie verschlingen können. Da alle menschenmöglichen Mittel uns gegen solche Feinde nicht schützen könnten, suchen wir unsere Hilfe in dem allmächtigen Schutz der h. Jungfrau, die wir als Zufluchtsmutter anflehen." Er beschwört daher Seine Vaterschaft, vom Papste zu erlangen, daß er ein Fest zu Ehren der Zufluchtsmutter bestätigen wolle, das bereits mit des Bischofs Vollmacht am dritten Sonntag nach Ostern in Elakuritschi, dem bedrohten Schlüssel der Mission, gefeiert werde. Voller Ablaß sollte allen Christen gewährt werden, die während der acht Festtage um die Befreiung der Mission von den sie bedrohenden Ketzereien beten.

Die h. Jungfrau soll nun auch dem in sie gesetzten Vertrauen entsprochen haben; denn nach einigen Jahren konnte Beschi berichten, die Ketzer seien mit Scham bedeckt und wagen nicht mehr, sich zu zeigen oder auch nur die gegen sie erlassenen Schriften zu beantworten.

Es ist wahr, die Bewegung gerieth zunächst wiederholt ins Stocken; jedoch weniger durch die Vermittlung der h. Jungfrau, als durch die angewendeten „menschenmöglichen" Mittel. Die gewissenlose Polemik war nur Eines derselben; und das wollte bei den neugierigen disputirlustigen Tamilern nicht nach Wunsche verfangen. Die schmucklose, noch ungelenke Bibelübersetzung konnte sich freilich nicht mit Beschis Versen messen, aber sie ließ sich viel leichter lesen und verstehen, und zwar ohne Kommentar. Die Nachfrage nach ihr wurde durch die maaßlosen Angriffe nur vermehrt, und Rajanajaken war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen; seine Familie, viele Freunde und Feinde forschten weiter, manche traten über, andere plagten die Priester mit unbequemen Fragen.

Da ließ Beschi durch seine Katecheten die Leute aus 18 Dorfschaften zu sich berufen und wies sie an, das Haus des Abgefallenen in der Vorstadt von Tandschaur zu stürmen und niederzureißen. Als die heidnischen Einwohner der Vorstadt das verhinderten, wurden sie bedroht, mit dem Auswürfling nicht mehr zu reden, die Katholiken aber angewiesen, ihn, wo er sich sehen ließe, mit Schlägen fortzu-

treiben, und die bestochene Obrigkeit veranlaßt, ihm sein Familiengut vorzuenthalten. Auf jenem großen Feste der Zufluchtsmutter wurden dann die Namen Rajanajakens und seiner Anhänger auf Palmblätter geschrieben und diese öffentlich verbrannt, worauf die Asche gleich einer Leiche unter vielem Klagen und Heulen hinausgetragen wurde. Ein Wunder für die Wallfahrer wars dann, bei der Rückkehr die Verbrannten noch am Leben zu finden! Rajanajaken fuhr fort, mit Kraft und Einfalt das Wort zu verkündigen und selbst gute Katholiken ärgerten sich darüber, wie ihre Priester jetzt so flink mit Bannen und Fluchen umgiengen, nachdem sie vorhin Solches als heidnische Griffe bezeichnet hatten.

In einem Ueberfall (13. März 1731) wurden sodann Rajanajakens beide Brüder verwundet, der alte Vater aber, der seinen jüngsten Sohn aus der Mörder Händen retten wollte, mit vielen Stößen niedergeschmettert, so daß er nach zwei Stunden mit dem Seufzer en pitäve (mein Vater!) den Geist aufgab. „Es ist ein fataler Charakter der römischen Kirche, daß sie gar nicht ablassen kann, sich mit Christenblut zu besleckeu, und durch ihr fortwährendes Morden sich so eifrig bemühen muß, das Maaß ihrer Väter zu erfüllen."

Für diesen Mord ist zweifelsohne Beschi mit verantwortlich; der römische Pöbel bekannte offen, daß die Priester denjenigen zum Voraus ihren Segen ertheilt hätten, die sich um die Ausrottung der Ketzer wohlverdient machen würden. In der folgenden Karwoche wurden die Katecheten Rajanajaken und Josua von derselben Rotte verfolgt und mußten, von der bestochenen Obrigkeit geradezu preisgegeben, sich hin und wieder verbergen. Am 5. April waren sie daran, gerade hingerichtet zu werden, wenn ihre Weiber in der äußersten Noth nicht noch die Wache des Prinzen Anna Saheb zu Hilfe gerufen hätten. Das also waren die „menschenmöglichen" Mittel, welche vorerst die Bewegung im Tandschaur Gebiete zum Stillstand brachten. Im weiteren Fortgang aber zeigte sich, daß eben diese Verfolgungen allerwärts Viele erweckten, sich über die Verschiedenheit der beiden Kirchen durch Lesen der h. Schrift gründlicher zu belehren; und die bestgesinnten Katholiken verabscheuten die verübten Greuel. Uebrigens währte die Lust an denselben ununterbrochen fort. Im August 1732 stiegen zwei Meuchelmörder Nachts in Rajanajakens Haus und stießen mit dem Spieß nach dem Kopf eines im Hofe

schlafenden; ein anderer Katechet Aaron entrann mit Mühe einem Ueberfall von Bewaffneten. Diese einfachen Lehrer fanden daher „im Tandschaurschen ihre Stege mit Dornen verzäunt", und mußten sich auf die stille Arbeit an Einzelnen beschränken. Vor allem öffentlichen Disputiren aber waren sie von den Missionaren schon anfänglich aufs entschiedenste gewarnt worden.

Ein schöne Gelegenheit, christliche Rache zu nehmen, bot sich den Missionaren Trankebars im Jahr 1733, da der dortige römische Katechet, Xaver-ayan, der die Evangelischen bis auf den Tod verfolgt hatte, an der Schwindsucht erkrankte, und endlich die Dienste des Missionsarztes sich erbat. Er lernte vor seinem Tode noch die bitter Gehaßten als „seine größten Wohlthäter im Geistlichen und Leiblichen" erkennen, und verbat sich sterbend alle Seelenmessen. Beschi aber dankte den Deutschen für die seinem Katecheten erzeigte Gutthat in einem Schreiben, das ihnen „von dem gemeinschaftlichen Herrn, welcher den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißen", viele Gnade anwünschte. Die Missionare ergriffen diesen Anlaß, um ihm wegen der Bedrückung der Christen auf dem Lande freundliche Vorstellung zu thun, konnten aber nicht erlangen, daß er ihnen durch seine Leute auch nur „das allen Völkern gemeine Recht" hätte angedeihen lassen. Rajanajakan erfuhr noch in später Zeit von den Römischen, die den Verkehr mit ihm nicht abbrechen mochten, Beschi habe seinen Christen Befehl gegeben, ihn todt zu schlagen, wo man ihn fände. Daher blieb es den Missionaren ein wahres Wunder, wenn dieser muthige und begabte Mann eines natürlichen Todes sterben sollte. Uneingeschüchtert machte er unter Römern und Heiden viele Bekehrte, und gewann z. B. 1744 selbst den Katecheten von Elakuritschi in nächtlichen Unterredungen; auch verfaßte er eine Leidensgeschichte des HErrn in Versen. Er durfte, nach einem tiefen Fall — der nicht durch äußere Nachstellungen, sondern durch Selbstüberhebung und Trunksucht hervorgerufen wurde — glücklich wieder zurecht gebracht, im Frieden seinen Lauf vollenden.

Alle diese Kämpfe der Lutheraner mit Beschi verhinderten nicht die Anerkennung, die das überlegene Sprachtalent des genialen Italieners verdiente. Die Trankebarer waren es, die zuerst (1739) seine lateinisch-tamilische Sprachlehre druckten, vermehrt durch einen werthvollen Anhang von Miss. Walther. Auch Beschi's Kritik der Bibelübersetzung diente als ein nützlicher Sporn zu neuen An-

strengungen; man erkannte immer deutlicher die Mängel des ersten Versuchs, bemühte sich, einen gedrängteren Styl zu schreiben und Barbarismen (wie das portugiesische Ispiritu santu für „h. Geist") auszumerzen, und strebte nach möglichster Reinheit der Sprache, ohne die Verständlichkeit zu opfern.

Wenn dann von den lutherischen Missionaren weiter berichtet wird, die römischen Missionare suchen immermehr gewisse heidnische Ceremonien abzuschaffen, so wird wohl auch dabei einige Rücksicht auf die um sich greifenden Nebenbuhler und den Eingang, den sie bei den leselustigen Tamilern fanden, mitgewirkt haben. Der Hauptgrund aber lag in dem veränderten Verhalten des römischen Stuhls. Seit der päpstliche Visitator (später Kardinal) Tournon im Jahr 1704 nach Pondicherry gekommen war und die Akkommodationen der Jesuiten verurtheilt hatte, war ein vieljähriger Streit entbrannt, der die katholischen Missionen entzweite und die Sicherheit der vielgerühmten Autorität der Kirche gründlich erschütterte. Der Erzbischof von Goa verbot, die Gerichtsbarkeit des Kardinals irgend anzuerkennen; der Papst, der diese aufrechthalten mußte, erlaubte doch (1708) seine Beschlüsse zu umgehen, wenn es die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erfordern sollte. Die Jesuiten erschöpften sich nun in Anstrengungen und Subtilitäten, um den drohenden Einsturz des künstlichen Baus aufzuhalten. Umsonst, es ergieng 1734 die Bulle Klemens XII, welche absoluten Gehorsam forderte, und ihr folgte schon 1739 das strengere Breve, welches die Missionare beschuldigte, sie widersetzen sich jener Bulle oder suchen sich ihren Bestimmungen zu entziehen. Der General des Ordens begleitete es mit einem Schreiben, das vollen und raschen Gehorsam verlangte, den Widerstrebenden aber alsbaldige Rückkehr nach Europa gebot. So wurde denn am Weihnachtsfest 1741 in allen Kirchen der katholischen Mission verkündigt, daß die heidnischen Ceremonien abgeschafft seien. Die Wenigsten aber aus den Kastenchristen wollten sich dazu bequemen, sie warfen alle Schuld der Aenderung auf die Katecheten oder auf deren nächsten Vorgesetzten, den Missionar, und es entstand eine greuliche Verwirrung, welche durch die noch nachdrücklichere Bulle Benedikts XIV (Oktober 1744) nur gesteigert, bis zu der Ab-

schaffung des Ordens fortdauerte, die meisten Gemeinden zerspaltete und überall Rückschritte und Abfälle zur Folge hatte.*) —

Bei dieser ungünstigen Zeitströmung half es wenig, daß Beschi in seinem Theile immer größeren Anstrengungen aufbot, die heidnischen Gelehrten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und die Gunst der Großen zu erwerben. Es war ein wechselvolles Leben, das er führte. Bald sehen wir ihn zu Pferde, oder lieber im Palankin auf der Tigerhaut liegend, begleitet von seinen Schülern, die während des Marsches auf Palmblätter schreiben, was er diktirt; bald zieht er in der elfenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulsche Nawab geschenkt, von Herolden, Paradeross und ungeheurem Troß umringt, zu diesem Statthalter nach Velur, oder zu seinem Schwiegersohn

*) Einige Andeutungen mögen den weitern Verlauf skizziren!

Schon im Jahr 1726 sind etliche der Missionare (Bourzes) so entmuthigt, daß sie den Ruin der Missionen, die nur noch acht Priester haben, voraussehen; 1746 meint ihr Superior, Coeurdour, es wäre an der Zeit, daß sie, die Jesuiten, die Mission aufgäben; solle dieselbe einmal durchaus ruinirt werden, so möge es in anderen Händen geschehen; am besten ahme man die Mutter nach, über deren Kind Salomo zu Gericht gesessen. Man versuchte im selben Jahre besondere Pareia Missionare zu machen, fand sich auch genöthigt, einen besonderen Superior für sie zu ernennen; aber dann verlangten die Christen höherer Kaste (1750), daß keiner dieser Priester je ihr Haus betrete ꝛc., und warfen alle aus der Kaste, die bei solchen Missionaren communicirten. P. Lichetta schrieb: „Seit zwölf Jahren leben wir in stetem Krieg mit unseren Christen; es ist ein allgemeiner Brand, der die Gemeinden verzehren wird, denn ihre Bräuche geben sie einmal nicht auf. Sie halten die Missionare für ihre Quäler, und ihre Empörung wird von den Goa-Priestern unterstützt, als welche überall behaupten, päpstliche Befehle, die von der Krone Portugal nicht genehmigt seien, gelten in Indien nichts. Und während dieser Zeit behandelt man uns in Rom als Rebellen gegen dieselben Befehle! Der HErr sehe drein und richte!" Nachdem von etwa 100,000 Bekehrten (wie Beschi die Zahl angibt) die Hälfte abgefallen war, hörten 1755 die Geldsendungen von Europa auf, die zwei Bischöfe Malabars lebten zuletzt von Almosen; 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal verbannt, in Goa aber wurden ihrer 127 am 2. December 1759, trotz der Protestation des Kapitäns, auf ein Schifflein gepackt, um nach Lissabon gebracht und in elende Gefängnisse gesteckt zu werden, aus welchen nach 18 langen Jahren noch 44 überlebende Greise hervorgiengen, um im Ausland ein Stück Brod zu suchen. 1773 hatte der Orden aufgehört. Ueber die indischen Christen aber fällt der deutsche Carmelite P. Paulinus (1774—88) das Urtheil: Malabarenses Christiani simulatores (superbi) et astuti, Tamulenses fallaces, perfidi et superstitioni dediti, Bengalini rudes et ignavi, invidi et lucro intenti.

und General, Tschanda Saheb, nach Tirutschirapalli, um mit ihnen in höfischem Parsi oder tadellosem Hindustani zu verkehren; bald besuchte er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer am Kolladam, dem nördlichen Arm der Kaweri, und zieht ihre Einkünfte ein. Oder aber liegt er einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten im geistigen Wettkampf, mit dessen Schluß der Besiegte sich dem Sieger zur Verfügung stellen muß. Beschi gewinnt und sechs Büßer lassen sich taufen, während den andern wenigstens die gewaltige Haarlast zum erstenmale abgeschnitten und als Trophäe in der nächsten Kirche aufgehängt wird. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisirt einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stechend und beißend, daß er darüber fast das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Räthsel auf oder streitet sich mit bloßer Zeichensprache herum, bis auch die geübtesten Kämpfer sich überwunden geben. Natürlich hat schon bei seinen Lebzeiten, und noch mehr nach seinem Tode, die dichtende Sage sich an seinen Namen geheftet, so daß es jetzt kaum mehr möglich ist, den vielseitigen Mann richtig zu beurtheilen. Als ein bedeutendes Geschenk der christlichen Civilisation an das Tamilvolk steht er aber schon darum vor uns da, weil er wie kein anderer Europäer im Pantheon der Tamil-Weisen seinen Sitz eingenommen hat.

Durch seine schlechtberechnete Freundschaft mit der nun rasch zerfallenden muhammedanischen Macht hatte er übrigens der Mission im weiteren Verlauf mehr geschadet als genützt. Ein Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahr 1740 vertrieb ihn sammt allen übrigen Missionaren aus der liebgewonnenen Kaweri-Ebene. Er mußte sich in den äußersten Süden zurückziehen, und endete seinen Lauf als Rektor in Manapadu auf der Fischerküste, wie es scheint im Jahr 1746, im Geruch einer außerordentlichen Büßerheiligkeit. Ob das blutige Bild des gemordeten Pareia-Greisen ihm je störend vor die Seele trat? Wir wissen es nicht. Aber darüber hat die Geschichte gerichtet, daß auch die höchste Begabung der Werkzeuge einer Mission, wie die jesuitische in Madura war, keine feste Dauer zu sichern vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

3. Joseph Beschi.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte der römischen Missionen im Tamillande weiter zu verfolgen. Sie haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Abbruch erlitten und nur auf wenigen Punkten wirklich Neues hervorgebracht. Bedeutenden Einfluß hatte darauf besonders die Verrückung der bisherigen Machtverhältnisse. Während im Innern die muhammedanischen Waffen bis in den äußersten Süden vordrangen, beherrschten nun die Holländer die beiden Küsten; nachdem sie im Jahr 1655 Kolombo eingenommen, wurde Ceylon der Sitz ihrer Herrschaft, von wo aus auch Malabar mit seinen Seestädten (Kotschi im J. 1663) erobert und Goa selbst lange bedroht wurde. Die Jesuiten mußten das Land räumen, so weit der niederländische Einfluß reichte. Auf der östlichen Küste dagegen erhob sich zwischen holländischen und englischen Ansiedlungen seit 1672 in Pudutscheri (Pondicherry) eine französische Kolonie, welche nunmehr der römischen Kirche einen zusehends wachsenden Anhalt bot. Französischer Einfluß macht sich fortan in der ganzen Mission bemerklich; sie ist nun in den Händen jener gewandten Väter, die Pascal uns schildert und die sich selbst in den lettres édifiantes ein interessantes und bleibendes Denkmal ihrer Denk- und Handlungsweise gesetzt haben.

Als der letzte der portugiesischen Jesuiten mag der edle Joh. de Brito bezeichnet werden, der im Jahr 1680 von Goa aus seine Mission im Tamillande antrat und nach einem Besuch im Vaterlande über Pondicherry dahin zurückkehrte, um 1693 in Ureiyur des Märtyrertodes zu sterben. Der Marawa-König von Ramanada machte ihm

Copyright 4/1999 YxyMaster.GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset